ERIC WALZ

Die Glasmalerin

Buch

Trient, im Oktober 1551: Das bedeutendste Konzil seit Jahrhunderten wird in der Stadt vorbereitet. In wenigen Tagen soll darüber entschieden werden, ob die protestantische und die katholische Kirche sich wiedervereinigen. Die Chancen dafür waren nie so gut, doch dann erschüttert eine Mordserie an Bischöfen das Konzil.

Der junge Jesuit Sandro wird vom Papst beauftragt, die grausamen Verbrechen aufzuklären. Unterstützung bekommt er von der jungen Ulmer Glasmalerin Antonia Bender, die zusammen mit ihrem Vater die Fenster des Trienter Doms gestaltet. Während der Ermittlung kommen die beiden sich näher als erlaubt – eine unmögliche, verborgene Liebe. Antonia weiht nur ihre Freundin Carlotta, eine Hure, in ihre Gefühle ein. Doch die junge Glasmalerin ahnt nicht, dass Carlotta nur aus einem einzigen Grund nach Trient gekommen ist: Sie hat vor, den Sohn des Papstes zu töten …

Autor

Eric Walz wurde 1966 in Königstein im Taunus geboren. Nach einer kaufmännischen Ausbildung arbeitete er mehr als zehn Jahre lang in verschiedenen Positionen, bevor er sich den Jugendtraum, Bücher zu schreiben, erfüllte. Sein Debütroman *Die Herrin der Päpste* wurde auf Anhieb ein großer Erfolg. Eric Walz lebt heute als Schriftsteller in Berlin.

Von Eric Walz außerdem lieferbar

Die Hure von Rom (36719) · Der schwarze Papst (37269) · Die Giftmeisterin (37318) · Die Sündenburg (37696)

Eric Walz

Die Glasmalerin

Roman

blanvalet

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Juli 2012 im Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Copyright © 2007 Eric Walz
und Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Tertia Ebert
Umschlagmotive: Illustration Tertia Ebert; The Maas Gallery,
London/The Bridgeman Art Library
Redaktion: Ilse Wagner
wr · Herstellung: sam
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37940-8

www.blanvalet.de

Für Anna, Christoph und Manfred
Zur Erinnerung
an unsere gemeinsame Kindheit

Prolog

Trient, 8. Oktober 1551,
drei Tage vor Eröffnung des Konzils

Carlotta hatte nur ein einziges Ziel: den Sohn des Papstes zu töten. Nur deswegen war sie von Rom nach Trient gereist, nur darum nahm sie dieses Leben als Hure noch auf sich, um den neunzehnjährigen Innocento, Kardinal Innocento, zu ermorden, und zwar auf eine Weise, dass sie selbst unentdeckt blieb. Manchmal träumte sie davon, wie sie den Jüngling, eingehüllt in einen weiten Umhang mit Kapuze, nachts verfolgte und ihm in einem günstigen Moment den Dolch in den Rücken jagte. Im Schlaf spürte sie die Genugtuung, ein Gefühl wie der Klang von tausend Glocken. Ja, manchmal träumte sie von Innocento, was erstaunlich war, denn sie kannte ihn überhaupt nicht.

Mit ruhiger Hand goss sie ein wenig warmes Wasser in einem gleichmäßigen Strahl über die Füße ihres Kunden. Salvatore Bertani mochte das, er hatte es verlangt. Er räkelte sich auf seinem Bett und gab Laute von sich, die Wohlbefinden ausdrücken sollten, aber nicht von Geräuschen zu unterscheiden waren, die man bei Magenbeschwerden von sich gab. Seine zittrigen, mit kostbaren Ringen geschmückten Finger waren über der nackten Brust gekreuzt, so als würde er beten, und seine Augen waren geschlossen.

»Ja«, murmelte er in das nur vom Kaminfeuer und einer Stundenkerze beleuchtete Zimmer. »Weiter so.«

Sie massierte seine Füße, vor allem die Sohlen, wunschgemäß zuerst den linken, dann den rechten Fuß. Bertani hatte ihr alles haargenau erklärt, damit sie nichts falsch machte. Sie bediente

ihn zum ersten Mal. Obwohl er oft in Rom gewesen war, war sie nie in seine Nähe gekommen, denn er hatte seine feste Konkubine gehabt, ein siebzehnjähriges Mädchen mit traurigen Augen und blauen Flecken, die sich wie eine Krankheit über ihren Körper verteilten. Sie hatte ihn kürzlich verlassen, war davongelaufen, was lange Gesprächsstoff unter den Huren der Ewigen Stadt gewesen war. Carlotta hatte ihren Namen vergessen, irgendetwas mit G, sie wusste das nicht mehr so genau. Mit ihren Kolleginnen hatte sie nie viel zu tun gehabt, denn im Gegensatz zu ihnen hatte Carlotta keine Beziehung zu ihrer Arbeit, sie spürte weder Leid noch Lust noch Gleichgültigkeit. Sie spürte nur Zorn. Der Zorn, der Hass waren bei Tag und bei Nacht ihre Begleiter geworden.

»Genug«, sagte Bertani.

Carlotta schüttelte ihre schwarzen Haare und rieb damit seine Füße ab, ganz vorsichtig, so als streichle sie ein Kunstwerk. Bertanis Füße waren die eines ganz normalen Greises, mit verwachsenen Nägeln und vielen buschigen Haaren auf den Knöcheln, aber Carlotta nahm keine Notiz davon. Sie hatte in den vier Jahren, seit sie Konkubine geworden war, ganz andere Dinge gesehen, dagegen war der rüstige alte Bertani ein Apoll. Was ihr Sorgen an ihm bereitete, hatte nichts mit seinem Aussehen zu tun, und sie wagte nur aus einem einzigen Grund, sich mit ihm einzulassen: Bertani würde ihr etwas verschaffen, das weit kostbarer für Carlotta war als das Geld, mit dem er sie für diese Nacht gekauft hatte.

»Komm jetzt her«, befahl er. »Mach weiter.«

Seine grauen Augen beobachteten Carlotta, während sie sich erhob und neben ihn vor das Bett kniete. Es war besprochen worden, dass sie jetzt die Hände faltete.

»Gut so«, flüsterte er. »Nun siehst du brav aus wie ein kleiner Engel, obwohl du eine reife Frau bist, eine verdorbene Hure. Aber ich liebe reife verdorbene Frauen, nur die ganz jungen und unverdorbenen liebe ich mehr. Wie alt bist du? Antworte!«

»Vierzig.«

Er lachte. »Du bist alt. Aber dein langes Haar gefällt mir, es fühlt sich an wie weiche Schafwolle. Vielleicht mache ich dich zu meiner Dauergefährtin.«

»Das möchte ich nicht«, erwiderte Carlotta.

Seine Finger krallten sich in ihre Schultern, dass es schmerzte.

»Diese Wahl hast du nicht. Du bist gut bezahlt worden.«

»Für heute Abend, ja. Ab morgen seid Ihr wieder ein Bischof, und ich bin eine freie Frau.«

Er lachte. »Ich könnte dich schlagen, das weißt du. Schlagen, bis du mir gehorchst.«

Welchen Schmerz, dachte sie, könnte Salvatore Bertani ihr zufügen, der größer war als der Schmerz, den sie seit Jahren mit sich herumtrug?

Er drückte ihr einen harten, leidenschaftslosen Kuss auf die Lippen, den sie geübt erwiderte. Bertani sah sie kurz an, prüfte, ob ihre Hände noch gefaltet waren, leckte sich zufrieden die Lippen und küsste sie erneut, genauso wie beim ersten Mal.

Als er sich von ihr löste, bekamen seine Augen für einen kurzen Moment einen wässrigen Glanz und den Ausdruck von Entrücktheit.

Der Schlag seiner flachen Hand traf Carlotta auf die Wange und warf sie zu Boden.

Sie blieb liegen. Die Fliesen waren kalt, Oktoberfliesen, und kühlten ein wenig ihre heiße Wange. Carlotta ertrug alles. Sie hätte aus dem Fenster schreien können, dass der angesehene Bischof von Verona, einer der Delegierten des Konzils, sie schlage und sich an ihr vergehe. Auch hätte sie sich wehren können. So schwach war sie nicht, um einen alten Mann mit dünnen Armen nicht kampfunfähig zu treten. Aber sie nahm es auf sich. So bitter es war, sie brauchte Bertani noch. Bevor er ihr nicht das Schriftstück gegeben hatte, das sie benötigte wie ein Dürstender das Wasser, war sie seine Sklavin.

Er zog sie auf die Füße. »Mach weiter«, sagte er, als sei nichts geschehen.

Er legte sich auf das Bett, und Carlotta wollte soeben mit gefalteten Händen auf seinen Körper kriechen, als aus dem Nebenzimmer Geräusche drangen.

»Was ist da los?« Bertani schreckte auf.

»Vielleicht ein Diener«, sagte Carlotta.

»Ich habe alle Diener fortgeschickt, das Haus ist leer.«

Schritte waren zu hören, Absätze von Stiefeln auf den Fliesen, ein unheimlicher Moment der Stille, dann wieder Schritte. Die Kerze flackerte im Luftzug, der durch einen offenen Spalt in der Tür drang, und verlosch. Nur das Kaminfeuer prasselte noch warm und heftig.

Stand die fremde Person schon an der Tür und beobachtete sie?

Bertani schob Carlotta zur Seite und zog eine Tunika über.

»Wer ist da?«, rief er und stand zögernd auf.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis eine Antwort kam. »Exzellenz«, rief eine männliche Stimme. »Bitte, wo seid Ihr? Verzeiht, aber ich muss Euch sprechen.«

Bertani warf sich noch einen Umhang über die Tunika und ging in den Nebenraum. Es gab einen kurzen Wortwechsel zwischen ihm und dem Fremden, dann steckte er den Kopf ins Schlafgemach, sagte Carlotta, es würde einen Moment dauern, und schloss die Tür von außen.

Carlotta hatte keinen Versuch gemacht, sich für den Fall zu verhüllen, dass der Fremde den Raum betreten hätte. In tausend Nächten hatte man sie nackt gesehen, und mit der Scham war es anders als mit dem Schmerz – die Scham verging mit der Zeit. Wie so viele andere Gefühle war sie langsam in ihr erstorben, Blättern gleich, die der kalte Herbstwind von den Bäumen riss. Carlotta war einsam geworden in diesen vier Jahren als Konkubine, nicht nur hatte sie viele Menschen verloren, sondern auch Empfindungen. Vorfreude, Interesse, die Lust daran, sich

schön zu machen, diese vielen wunderbaren Gefühle des Alltags, an die man gar nicht denkt, wenn man sie hat – sie alle waren gegangen. Hier in Trient hatte sie zwei gute, freundliche Menschen kennengelernt, die sie sehr mochte, doch Zuneigung und Freundschaft hatten keine Zukunft in Carlottas Leben.

Sie öffnete eines der Fenster. Durch die Nacht zeichneten sich die Silhouetten der Bergbuckel ab, die Trient fast vollständig umgaben. An klaren Tagen leuchteten sie wie Gold, und ihre Hänge voll von Zedern strahlten etwas Majestätisches aus. Doch nachts waren es Gespenster, Riesen, gewaltige Schatten. Von ihnen wehte ein kalter Hauch herunter, dessen Böen Carlotta wie Posaunenstöße entgegenschlugen und sie erschauern ließen. Der Wind trug den Geruch modriger Blätter vor sich her. In allem entdeckte sie Verfall und Tod.

Eilig schloss sie das Fenster wieder, kauerte sich vor den Kamin und trank von dem Wein, der bereitstand. Bertanis Quartier war gemütlich, kein Palazzo, aber ein gut ausgestattetes Haus unweit des Domplatzes. Er hatte Glück mit dieser Unterkunft gehabt. Viele Prälaten strömten derzeit in die Stadt, zu viele, um sie alle angemessen unterzubringen. In drei Tagen würde die Welt hierherblicken, wenn das große Konzil, das Concilium Tridentinum, zusammentreten und die für die Christenheit derzeit dringendste Frage beraten würde: Die Zukunft der Kirche, ja, der Christenheit, hing davon ab.

Carlotta verstand kaum etwas von diesen Dingen, aber sie wusste, dass Bertani dabei eine bedeutende Rolle spielte. Sie traute ihm ohne Weiteres zu, dass er einen scharfen Verstand besaß. Längst hatte sie aufgehört, sich darüber zu wundern, dass hohe Geistliche tagsüber kraftvoll und nachts Sklaven ihrer Leidenschaft waren, bei Licht fromm und bei Dunkelheit besessen sein konnten. Sie waren besessen von Frauen oder Männern, von Schenkeln, Füßen, Bauchnabeln, Schmerzen, Schlägen, Bissen, Wunden … Bertani, bei Tageslicht ein liberaler Reformer, verwandelte sich in der Dunkelheit in einen machtverliebten Mann

mit absonderlichen Vorlieben. Sollte sie ihn deswegen verachten? Im Grunde genommen unterschied er sich gar nicht so sehr von ihr. Auch sie trug ja ein Geheimnis in sich. Wer ihre unaufdringlich gekleidete Gestalt betrachtete, wer ihren langsamen Schritt beobachtete, in ihre großen, glitzernden schwarzen Augen blickte, ihre kristallklare Stimme vernahm und ihre weiche Haut fühlte, der vermutete wohl nicht, dass sie bereits einen Versuch unternommen hatte, einen Menschen umzubringen, einen Menschen, mit dem sie noch nie gesprochen und der ihr persönlich kein Leid zugefügt hatte. Nein, sie hatte mit Innocento noch nie etwas zu tun gehabt, und außer seinem Namen und seinem Gesicht kannte sie nichts von ihm.

Damals, vor sieben Monaten, war es Carlotta gelungen, bis vor die Tür des Schlafgemachs des jungen Kardinals zu kommen. Sie hatte mit einem der Bediensteten angebandelt und ihn dazu überredet, dass er sie in seine Kammer innerhalb des Palazzos mitnahm. Als er bekommen hatte, was er wollte, war er eingeschlafen. Sie hatte nicht gezögert und war durch die nächtlichen Gänge geirrt, das Messer unter dem Kleid verborgen, fast wie in ihrem Traum. Ein halbes Dutzend Türen hatte sie geöffnet und wieder geschlossen, nachdem sie festgestellt hatte, dass Innocento dort nicht schlief. Er war im Haus, da war sie sich sicher. Er war nicht ausgegangen, freitags ging er nie aus. Also suchte sie weiter, gab nicht auf, schlich auf Zehenspitzen, wich einem Beschließer auf seinem Kontrollgang aus, tauchte in immer dunkler werdende Flure ein, bis sie endlich am Ziel war.

In Innocentos Zimmer brannten zwei Kerzen neben dem Bett, wahrscheinlich, weil er sich vor der Dunkelheit fürchtete. Ein matter Lichtglanz fiel auf sein glattes, bartloses Gesicht. Das war es also, ihr Opfer. Innocento bedeutete »der Unschuldige«, und das war er tatsächlich. Er war unschuldig.

Und doch todgeweiht.

Kaum hatte sie einen Schritt in den Raum gemacht, hielt eine Hand sie zurück, zog sie auf den Gang und schloss die Tür. Es

war der Diener, den sie verführt hatte. Er sah ihr Messer, er durchschaute ihre Absicht. Warum war er aufgewacht? Wieso nur war er ihr nachgeschlichen?

Sie stieß zu, bevor sie denken und er etwas sagen konnte. Er glitt an ihrem Körper hinab und starb in ihrem Schoß. Dort, wo andere Frauen Leben schenkten, nahm sie eines.

Sie war geflohen. Es war ihr unmöglich, den Plan auszuführen, nach dem, was geschehen war. Sie hatte einen Menschen umgebracht, nicht den Sohn des Papstes, sondern einen armen Tropf, der zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen war.

Noch heute, noch in diesem Augenblick, als sie in das lodernde Feuer starrte, lastete jene Tat auf ihrem Gewissen.

Ihren Plan bezüglich Innocento änderte sie dennoch nicht, im Gegenteil, sie fühlte sich darin bestärkt. Die Schuld, die sie auf sich geladen hatte, durfte nicht vergebens gewesen sein. Es hatte sich zwar in Rom seither keine weitere Möglichkeit ergeben, unbemerkt an Innocento heranzukommen, doch hier in Trient hoffte Carlotta auf bessere Bedingungen. Wenn sie den Mord nur nicht im Verborgenen begehen müsste, denn an der Entschlossenheit und der Bereitschaft, dafür einzustehen, fehlte es ihr nicht.

Aber Inés – um Inés' willen durfte sie nicht gefasst werden.

Bertani kam zurück. Was immer der Fremde ihm gesagt hatte – der Bischof war alles andere als erfreut darüber. Er fluchte leise vor sich hin und ging an Carlotta vorbei zu einer Anrichte, auf der eine Schüssel und ein Krug Wasser bereitstanden. Dort wusch er sich die Hände, zum vierten Mal an diesem Abend – die Haut war mittlerweile so bleich und weich wie die von Leichen. Hatte sich nicht auch Pontius Pilatus die Hände gewaschen, unmittelbar nach der Verurteilung Christi, dachte Carlotta, als Bertani sie mit diesen Händen berührte. Er umschloss ihr Gesicht, und er sah sie mit jenem Ausdruck an, der nichts Gutes verhieß. Carlotta machte sich auf einen weiteren Schlag gefasst.

»Ich brauche das Schriftstück«, sagte sie, »wenn ich Euch auch in Zukunft besuchen soll.«

Was kostete ihn schon ein Schriftstück? Wortlos nahm er das vorbereitete Dokument und legte es auf ihre Kleider, die sich, einem Scheiterhaufen ähnlich, in der Mitte des Raumes auftürmten. Ein Blick von ihm zum Bett genügte, damit Carlotta sich stumm darauflegte und die Arme wie einen Heiligenschein über dem Kopf verschränkte.

»Komm«, sagte sie, aber ebenso gut hätte sie »bleib weg« oder »stirb« sagen können. Bertani war ihr von diesem Moment an gleichgültig, er war nichts mehr. Kaum dass sie seinen Körper spürte, wie er sich auf sie legte. Zwischen seinen Stößen blitzte die Vergangenheit in ihr auf, die schönen Abende, als sie mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter am Strand spazierte und die Wellen beobachtete, die mit Wucht gegen die Klippen schlugen, ohne sie zerbrechen zu können. Diese Erinnerungen waren jedoch flüchtig wie Düfte, die man zu riechen meint, obwohl sie nicht da sind.

Sie hatte bekommen, was sie von Bertani gewollt hatte, den Passierschein für den Inneren Ring um den Domplatz, der vom Tag des Konzils an für alle Bürger gesperrt sein würde, die kein solches Dokument besaßen. Damit käme sie an Innocento heran, damit war sie seinem Tod ein Stück näher gekommen.

Sie presste die Faust auf den Mund und sah ins Feuer. Der Bischof hatte seinen Zweck erfüllt. Wenn es nach ihr ginge, könnte er Innocento vorausgehen und sterben.

Jetzt, dachte sie, jetzt müsste er sterben.

Er taucht die Hände ins Wasser der Schale ein. Sie zittern. Mit all seiner Willenskraft kann er sie nicht dazu bringen, mit dem Zittern aufzuhören, und das ärgert ihn. Er hat nicht mehr die Stärke wie früher. Das Alter überzieht alles wie die Kälte einer frostigen Nacht: die Kraft seiner Arme, den Atem in seiner Brust, die machtvolle Stimme, die in letzter Zeit rau geworden

ist, die Lust zur Liebe, die Streitlust, die Hoffnung, ja, selbst die Gegnerschaft zum Papst. Alles gefriert langsam, stirbt ab, wird zur toten Fassade, so wie jene verschrumpelten Spätherbstfrüchte, die vom Eis eingeschlossen und konserviert werden. Junge Menschen ziehen sich vom Alter zurück und wenden sich anderen jungen Menschen zu, Frühlingskinder wie sie selbst. Das macht ihn wütend. Je älter er wird, umso wütender wird er auf das Alter, auf die Frauen und auf sich selbst.

Als er die Hände aus dem Wasser hebt, bleibt ein schmieriger, gelblicher Film zurück, der von den Salben herrühren mag, mit denen Konkubinen sich einreiben, um lange genug schön zu bleiben. Noch so ein vergeblicher Kampf, den der Mensch führt, denkt er und hält für einen Augenblick inne. Er ist müde, die Nacht war anstrengend.

Da sieht er einen roten Tropfen ins Wasser gleiten, sich entfalten, auflösen. Blut. Blut von einem seiner Finger. An einer Stelle ist die Haut eingeritzt, nichts, worüber man sich Sorgen machen müsste, nur ein Kratzer. Einer seiner Fingernägel hat die Wunde verursacht, er ist eingerissen, vielleicht bei einem seiner Schläge in das Gesicht der Konkubine.

Er nimmt sich gerade vor, der Wunde keine weitere Beachtung zu schenken, als ihn von hinten ein Stoß trifft. Der Stoß tut nicht weh, aber etwas hat sich verändert. Er will sich umdrehen, es geht nicht. Er will schreien, doch statt seiner Stimme entströmt etwas anderes seinem Mund.

Das Wasser der Schale färbt sich rot.

Erster Teil

1

9. Oktober 1551,
zwei Tage vor Eröffnung des Konzils

Als Antonia aufwachte, schlief er noch. Er war Bildhauer und hatte einen Körper, als hätte er ihn sich selbst meißeln dürfen. Gestern hatte sie diesen Mann begehrenswert gefunden, ebenso am Tag davor, als sie ihn kennengelernt hatte. Er war Italiener – alle Bildhauer schienen Italiener zu sein –, und sie liebte Italiener. Sie waren viel interessanter als Deutsche oder Franzosen oder Spanier. Wenn Italiener eine Sünde begingen, eilten sie anschließend in die Kirche und ließen sich dort davon freisprechen. Furcht vor der ewigen Verdammnis und herrlichste Lebensfreude, Frömmigkeit und Sinnlichkeit, Gelassenheit und Erregung gingen Hand in Hand bei diesem Volk. Das Jahrhundert veränderte die Menschen der südlichen Länder schnell, denn es veränderte sich selbst mit rasender Geschwindigkeit, so als strebe es einer Blüte entgegen. Neuen Musikinstrumenten entlockte man neue Töne, die Menschen tanzten beherzter, trugen gewagtere Kleider, schrieben freizügige Verse. Allen voran die Italiener. Ein herrliches Volk zum Verlieben – und zum Lieben.

Es war noch Nacht, der Tag bloß eine dünne, graue Ahnung am Horizont. Trotzdem musste sie sich ein bisschen beeilen, um rechtzeitig im Dom zu sein. Sie suchte im Dunkel des Bildhauerateliers nach ihren Kleidern, tastete sich an Gipsköpfen von Aristoteles, Medea und dem heiligen Eligius entlang, stieß sich am Flügel eines Adlers – der eher einer Krähe glich – und fand, wonach sie suchte, im Schoße Papst Julius III.

Sie zog sich die Kleider über, ohne darauf zu achten, wie sie

saßen. Kleider interessierten sie nicht, und auch andere Menschen interessierten sich nicht für ihre Kleider. Manchmal fragte sie sich, was Männer an ihr fanden, denn sie hielt sich nicht für hübsch und trug keine schönen Sachen. Vielleicht lag es an der Art, wie sie mit ihnen sprach: frei heraus und ein bisschen unverfroren. Sie gab denen, die sie attraktiv fand, zu erkennen, wofür sie bereit war. Männer schätzten das. Männer schätzten, wenn man ihnen Mühe ersparte.

Mittlerweile war es ein wenig heller geworden. Antonia sah, dass der Bildhauer erwacht war, und an seinen Augen erkannte sie, dass er dasselbe dachte wie sie. Sie hatten beide bekommen, wonach sie letzte Nacht gesucht hatten. Der Kuss, den sie ihm quasi im Vorbeigehen zuwarf, hatte etwas von einem äußerst flüchtigen Parfüm an sich.

»Arrivederci«, sagte sie.

»Arrivederci«, sagte er.

Sie würden nie wieder beieinanderliegen.

Antonia kam zur richtigen Zeit. Als sie den Dom betrat, war der Boden des Langhauses in frühgotische Düsternis getaucht, während oben jeden Moment die ersten Sonnenstrahlen auf die Fenster treffen würden. Noch waren sie tot, diese Fenster, denn wie die Menschen, so begannen auch sie erst zu erwachen, wenn helles Licht durch die Scheiben strömte und die Gesichter, die Leiden, Hoffnungen und Freuden wie tausend Juwelen schillern ließ. Wofür Antonia fast ein Jahr ihres Lebens gegeben hatte, würde in wenigen Augenblicken zu leben anfangen.

Sie war fast allein. Ein einzelner Mönch kniete inmitten des Langhauses. Dumpf schloss sich die Pforte hinter ihr, der Mönch schreckte auf und wandte sich ihr zu: ein schmales Gesicht von nussbrauner Hautfarbe. Er sah sie an, zu lange, um gleichgültig zu wirken, doch das mochte Einbildung sein, denn gleich darauf vertiefte er sich wieder in seine Gebete, und Antonia blickte lediglich auf seine kreisrunde Tonsur auf dem

Scheitel. Er hatte etwas an sich, das ihr seltsamerweise vertraut vorkam.

Die Sonne ging über den östlichen Bergen auf, und binnen eines winzigen Moments war alles Farbe. Manche Nischen glänzten wie mit Purpur überzogen, in anderen schimmerte Grün; der gesamte Innenraum von Langhaus und Kuppel wurde von einem unvergleichlichen tiefen Blau erfüllt. So überwältigend war die Wirkung dieses überirdischen, geheimnisvollen Lichts, dass Antonia vergaß, auf ihre Arbeit stolz zu sein.

Nach oben blickend durchschritt sie die Leere des Doms, vorbei an den Pfeilern und Skulpturen, vorbei auch an dem jungen Mönch. Sie fühlte seinen Blick, sie hörte das Rascheln seines Gewandes, als er sich erhob, doch sie wollte keinen Lidschlag des Wunders versäumen. Ja, für sie war es ein Wunder. Die einzelnen Bilder und Gestalten zählten in diesem Moment noch nicht, ebenso wenig die Details der handwerklichen Ausführung, die Strukturen und Schattierungen, Facetten und Blasen und Bleiruten, das Schwarzlot und das Silbergelb. Für kurze Zeit war sie weder Handwerkerin noch Künstlerin, sondern einfach ein Mensch, ehrfürchtig und atemlos angesichts dessen, was das Aufeinandertreffen von Licht und Glas, also von Gott und Materie, bewirkte.

So sah das Licht der ersten Erdentage aus – diesen Gedanken, den sie erstmals als Kind hatte, als ihr Vater sie im Morgengrauen an der Hand in das Ulmer Münster führte, hatte sie nie vergessen. Hieronymus, ihr Vater, hatte die Fenster des Münsters entworfen, er hatte das Licht Gottes in die Kathedrale getragen. Dieser Tag war der unvergesslichste und schönste Tag ihres Lebens gewesen – und war gleichzeitig zum schlimmsten Tag geworden.

Sie atmete tief durch und konzentrierte sich wieder auf die Gegenwart. Langsam, nachdem das Auge sich an die Farben gewöhnt hatte, traten die Motive der Fenster deutlicher hervor. Die ersten Bilder leuchteten auf: Blumen, Menschen, Flammen,

Sonnen. Nach und nach entwirrten sich die Linien. Zunächst erzählte jedes Fenster seine eigene Geschichte, und dann erst, wenn man länger hinsah, vereinigten diese einzelnen Geschichten sich zu einem Ganzen. Das Licht wurde zum Buch.

Jetzt wurde die Gesamtheit der Arbeiten sichtbar. Auf der einen Seite das Werk ihres Vaters, sieben Fenster für sieben Schöpfungstage, darauf siebenundsiebzig Szenen von der Erschaffung der Welt, beginnend mit dem Licht und endend beim Menschen, ein einziges farbenfrohes Fest des Anbeginns, voller Freude und Leichtlebigkeit. Doch ihnen gegenüber, auf der anderen Seite, ihr eigenes Werk, sieben Fenster für die letzten sieben Tage der Welt, mit siebenundsiebzig Szenen aus der Offenbarung des Johannes: die apokalyptischen Fanfaren, Erdbeben, brennende Wälder, der Sturz der Verlorenen ins Flammenmeer, endlose Prozessionen von Gestalten, die auf ihr Verderben zusteuern. Zwischen ihren schattenhaften Leibern und verzerrten Gesichtern waren auch Bruchstücke von Kronen und sogar Bischofsringe zu erkennen, aber auch Geldsäcke, an die sich manche verzweifelt krallten. Das letzte der sieben Fenster zeigte auseinanderstrebende Menschen, in Panik fliehend vor einstürzenden Mauern, und zwischen ihnen grüne, weiße, blaue und rote Juwelen, Glassplitter, die wie kleine Sonnen leuchteten, bevor sie in ein Meer von Blut fielen.

Die letzte Szene war einfach ein schwarzes, ein tiefschwarzes Nichts. Das Licht war verschwunden, es war den Menschen von Gott entzogen worden so wie damals vor zwanzig Jahren in Ulm.

Sie erschauerte, und für einen Augenblick kam es ihr vor, als weiche alle Kraft aus ihrem Körper, als verlasse sie etwas, das sie gefangen hielt, seit sie mit den Entwürfen für diese Arbeit begonnen hatte. Gleich darauf wurde ihr leicht zumute, und sie war glücklich.

»Geht es Euch gut?« Die Stimme klang sehr sanft, eine angenehme Stimme, die man gerne hörte.

Sie wandte sich um und antwortete nicht, sondern sah den Mann einfach an.

»Ich hatte eben den Eindruck, Euch schwindelt«, sagte er und stellte sich vor: »Bruder Sandro Carissimi, aus dem Kolleg in Neapel.«

Jeder Orden entsandte Delegierte zum Konzil; Antonia hatte schon Dominikaner, Zisterzienser, Franziskaner, Karmeliter, Serviter, Augustiner, Theatiner und Kapuziner gesehen. Es wimmelte in der Stadt nur so von Kutten.

»Ihr seid Jesuit, oder?«

»J-ja«, antwortete er irritiert.

»Das dachte ich mir. Die Kutten der Jesuiten sind schwarzweiß, viel feiner gewebt, und sie rascheln wie Laub im Herbstwald. Ich mag diese Kutten. Ich mag Jesuiten.«

Er war ein weiteres Mal verdutzt, weil sie mit ihm sprach, als kenne sie ihn schon seit Jahren und als sei er kein Mönch, sondern ein Mann in einem schwarz-weißen Gewand.

»Antonia Bender. Ich bin Glasmalerin und habe mir gerade meine Fenster angesehen.«

»Sie sind atemberaubend.«

»Ich wollte, dass sie Entsetzen auslösen. Wenn Ihr mir ein Lob aussprechen wollte, müsst Ihr sagen, dass sie entsetzlich sind.«

»Also gut, diese Fenster sind entsetzlich.« Ein Lächeln flog über seine Lippen und Augen, aber nur kurz, allzu kurz. Dann machte er wieder ein ernstes, mönchisches Gesicht.

»Danke«, sagte sie. »Aber es ist zu spät, ich weiß leider, dass Ihr es nicht ernst meint. Die Fenster gefallen Euch, aber sie sollten Euch eigentlich abschrecken.« Sie legte ihren Kopf ein wenig zur Seite. »Ihr seid also Italiener?«

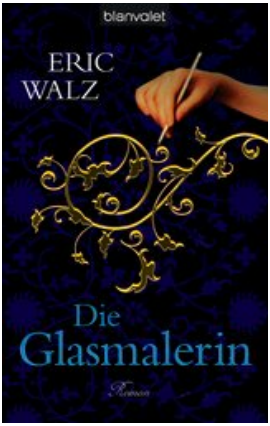
Da sie sich auf Italienisch unterhielten und er Neapel erwähnt hatte, war das eine überflüssige Frage, aber sie hörte es gerne, wenn jemand sagte, dass er Italiener sei.

»Römer«, antwortete er.

»Einen Römer habe ich noch nie kennengelernt. Es heißt, in

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Eric Walz

Die Glasmalerin
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37940-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2012

Eine unvergessliche Heldin, eine unmögliche Liebe und ein frevelhafter Mörder

Mitten im hektischen Treiben des Trienter Konzils im Oktober 1551 verliebt sich die Ulmer Glasmalerin Antonia Bender in den jungen Jesuiten Sandro. Eine unmögliche Liebe – denn Sandro ist nicht nur der Halbbruder von Antonias langjährigem Verehrer Matthias, dem mächtigen Abgesandten des württembergischen Herzogs, er soll auch einen Bischofsmörder aufspüren. In der Kurtisane Carlotta findet Antonia eine Freundin, doch eines weiß sie allerdings nicht: Carlotta ist nur aus einem einzigen Grund nach Trient gekommen. Sie hat vor, den Sohn des Papstes zu töten …

Der Titel im Katalog